

57]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Ostrinski fuhr fort: „Mehrere tausend Dollar wurden in Chicago im letzten Kampfe aufgebraucht. Hier wird eine Wochenschrift in Englisch, eine in Deutsch und eine in Böhmisches veröffentlicht. Eine sozialistische Monatsschrift wird auch hier ausgegeben, und ein gemeinsames Verlagsbureau verteilt jedes Jahr 1½ Millionen sozialistische Flugblätter und Schriften. Alles dies ist das Ergebnis der letzten Jahre. Als ich nach Chicago kam, war noch keine Spur von Sozialismus zu merken.“

Ostrinski war Pole, aus Schlesien. Er war mit Begeisterung bei den Proletariatkämpfen gewesen; gerade, als der Sozialismus sich ausdehnte und eine große politische Macht im Deutschen Reich wurde, ging er nach Amerika und fing dort wieder von vorn an. „In Amerika lachte damals jedermann über die bloße Idee des Sozialismus. In Amerika waren ja alle Menschen frei. Als ob politische Freiheit Lohnsklaverei erträglich machen könnte,“ sagte Ostrinski.

Der kleine Schneider saß zusammengebückt auf seinem hölzernen Küchenstuhl, hatte die Füße auf den Ofen ausgestreckt und sprach in leisem Flüstern, um seine Lieben in der anderen Stube nicht zu wecken. Zurgis erschien alles dies kaum weniger wunderbar als die Rede am Abend. Er war arm, der Ärmsten einer, von Hunger gepeinigt und elend, und doch — was er alles wußte, wieviel er erreicht hatte und welch ein Held er war! Es gab andere wie er, — Tausende gleich ihm, und alle waren Arbeiter. Dieser ganze wunderbare Mechanismus ist von seinen Freunden geschaffen worden, Zurgis konnte es kaum glauben, es schien zu schön, um wahr zu sein. „Das ist immer der Fall,“ sagte Ostrinski. „Wenn ein Mann zuerst zum Sozialismus bekehrt wird, gebärdet sich wie ein Nasener: er kann nicht verstehen, daß andere es nicht sehen können, und er glaubt, die ganze Welt in der ersten Woche bekehren zu können. Nach einer Weile jedoch erkennt er, was das für eine harte Aufgabe ist. Gerade jetzt wirst Du genug Gelegenheit haben, Deiner Begeisterung Luft zu machen, denn eine Präsidentenwahl ist in nächster Zeit in Aussicht. Ich will Dich in die nächste Versammlung mitnehmen,“ fuhr Ostrinski fort, „die in unserem Zweiglokal stattfindet, und Dich einführen, Du wirst dann in die Partei aufgenommen werden. Die Gebühr beträgt 5 Cent die Woche; aber jeder, der es nicht erschwingen kann, ist davon entbunden. Die sozialistische Partei wird nur durch ihre Mitglieder geleitet und verwaltet, jeder steht dem anderen gleich.“

Alles dies erklärte Ostrinski. Auch die Prinzipien der Partei. „Ein Prinzip beherrscht die Partei über die ganze Welt: „Kein Kompromiß.“ Wenn ein Sozialdemokrat in die Verwaltung gewählt wird, so stimmt er wohl mit den anderen für jede Maßregel, die den Arbeitern irgend eine Hilfe bringt; aber er darf nie vergessen, daß diese kleinen Zugeständnisse, wie sie auch immer heißen mögen, nur Kleinigkeiten bedeuten, verglichen mit dem gewaltigen Endziel der Partei.“ Ostrinski machte eine kleine Pause und redete dann weiter. „Die Sozialisten sind in jeder zivilisierten Nation organisiert, es ist eine internationale Partei, die größte, die die Welt je gekannt hat. Sie zählt gegen dreißig Millionen Anhänger und ungefähr acht Millionen Wähler. In Deutschland betrug die Zahl der sozialistischen Wähler mehr als ein Drittel der gesamten abgegebenen Stimmen. Alle anderen Parteien und alle Mächte haben sich gegen sie vereinigt. Es würde dem Proletariat nichts nützen,“ erklärte Ostrinski, „wenn die Sozialisten einer Nation sich erheben würden, denn diese Nation würde durch die militärische Macht der anderen erdrückt werden. Deshalb muß die sozialistische Bewegung notwendigerweise eine Weltbewegung sein. Sie ist eine neue Religion der Humanität, oder Du kannst sagen, die Erfüllung einer alten, da sie die buchstäbliche Erfüllung dessen in sich schließt, was Christus gelehrt hatte.“ Bis lange nach Mitternacht saßen die beiden und sprachen eifrig untereinander. Für Zurgis bedeutete alles das eine wunderbare, beinahe übernatürliche Verheißung. Vier Jahre lang war er jetzt unher-

gewandert, umhergetappt in den Steppen der Wüste, und hier fuhr plötzlich eine Hand hernieder, hob ihn empor und stellte ihn auf eine Bergespitze, von der aus er alles überblicken konnte. Seine traurige Erfahrung in Padingtown brauchte er Ostrinski nicht zu erklären. Nach Zurgis Ansicht hatten die Pächter keine Schuld — bis ihm Ostrinski klar machte, daß sie die Urheber des Veesstreits seien. Sie repräsentierten eine gigantische Vereinigung von Kapital, die jede Opposition zerschmetterte, die Gesetze des Landes verachte und die Leute ausraubte. So war's überall in der Welt, aber am schlimmsten in Padingtown, — das schien der Arbeit des Schlachtens anzuhäufen, die zur Noheit und Wildheit führte. Es war Tatsache, daß den Pächtern an hundert Menschenleben nicht das Geringste lag. Wenn Zurgis sich mit der sozialistischen Literatur vertraut gemacht haben würde, wie er beabsichtigte, um rasch alles nachzuholen, so würde er den Fleischtrost von ganz anderer Seite zu betrachten lernen und bald herausgefunden haben, daß es überall dasselbe ist: die Verkörperung blinder gefühlloser Gabsucht. Es war ein Monstrum mit tausend Mägen und mit tausend Hüfen, die alles zertraten. Diebstahl und Korruption waren seine Waffen. In Chicago war die städtische Regierung nichts weiter als eines ihrer Zweigbüreaus. Es stahl offen Millionen von Tonnen Wasser, es diktierte den Gerichtshöfen die Strafen für ungehörige Streifer und zwang den Bürgermeister, das Baugesetz nicht zur Anwendung zu bringen. In der Macht des Kapitals lag es, die Untersuchung der Produkte zu verhindern und Regierungsberichte zu fälschen. Es vergewaltigte die Vorschriften über Zurückweisung verdorbenen Fleisches, und wenn die Untersuchung angedroht wird, verbrennt es seine Bücher und sendet die verbrecherrischen Angestellten nach außerhalb. In der Handelswelt gleicht es einem Wirbelsturm, der tausend andere Geschäfte jedes Jahr hinwegfegt, Menschen zum Wahnsinn und Selbstmord treibt. Es drückte den Preis für Vieh herunter, um die Viehzucht, von der ganze Staaten lebten, zu ruinieren. Es ruinierte Tausende von Schlächtern, die sich weigerten, seine Produkte zu verkaufen. Es teilte das Land in Distrikte, stellte den Preis für Fleisch in jedem von ihnen fest, es besaß sämtliche Eiswagen und erhob einen enormen Zoll für alles Geflügel, für Eier, Früchte und Gemüse. Mit den Millionen von Dollars, die ihm jede Woche zuströmen, konnte es andere Geschäfte beherrschen. Die Eisenbahnen, das Gas, die elektrische Beleuchtung, die gesamte Lederindustrie, der Kornhandel waren in seinen Händen. Das Volk war furchtbar ausgebeutet über diese Manipulationen — aber niemand kommt auf ein Abhilfemittel. Die Aufgabe der Sozialisten ist es nun, das Volk zu bekehren und zu organisieren und ihre Leute für den Kampf vorzubereiten und für die Zeit, wo sie ans Ruder kommen, um dann die große Maschine, „Fleischtrist“ genannt, lenken und ausnützen zu können. Sie werden sie dann benutzen, um Nahrung für die Menschen zu schaffen und nicht um Reichtümer für eine Bande von Räubern anzuhäufen.

Es war lange nach Mitternacht, als Zurgis sich auf den Boden von Ostrinskis Küche legte, und doch konnte er eine ganze Stunde lang keinen Schlaf finden.

30.

Zurgis frühstückte mit Ostrinski und seiner Familie und machte sich dann auf den Weg zum Heime Elzbieta's. Er hatte seine Scheu vor dem Wege verloren. Als er eintrat, fing er an, Elzbieta über die Sitzung am vorhergegangenen Abend zu erzählen, anstatt ihr das zu sagen, was er eigentlich sagen wollte. Im ersten Augenblick dachte sie, sein Verstand sei angegriffen, und es dauerte Stunden, ehe sie glauben konnte, daß es Zurgis wirklich sei. Dann, als sie sich beruhigt hatte und sah, daß er gesund war, mit Ausnahme seiner Ansichten über Politik, dachte sie nicht weiter darüber nach. Zurgis fand zu seinem Erstaunen, daß Elzbieta für die Segnungen des Sozialismus absolut unzugänglich sei. Ihre Seele war hart geworden in dem täglichen Kampf, und daran ließ sich nichts mehr ändern. Das Leben war ihr nichts weiter als eine Jagd ums tägliche Brot. Alles, was sie interessierte in bezug auf diese neuen Ideen, die ihren Schwiegerjohn ganz in Besitz genommen hatten, war, ob sie nicht wieder einen

Sinn für Ordnung und Fleiß in ihm wachzurufen vermöchten, und als sie fand, daß er beabsichtigte, sich nach Arbeit umzusehen und seinen Anteil zum Unterhalt der Familie beizutragen, ließ sie sich gern durch ihn von allem überzeugen. Eine wunderbare, weise kleine Frau, diese Elzbieta. Sie konnte so rasch denken wie ein gejagter Hase, und in einer halben Stunde hatte sie bereits ihre Stellung zu der sozialistischen Bewegung gewählt. Sie stimmte mit Jurgis in allem überein mit Ausnahme der Notwendigkeit, Beiträge zu bezahlen.

Ein oder zwei Wochen nach seinem Eintritt in die Partei sah sich Jurgis jeden Tag nach Arbeit um, bis er schließlich sonderbares Glück hatte. Er ging nach einigem Zögern in eines der zahllosen kleinen Hotels Chicagos. Ein Mann, den er für den Besitzer hielt, stand im Vorflur. Er wandte sich an ihn und fragte, ob er hier arbeiten könnte. „Was verstehen Sie denn?“ fragte der Mann.

„Alles“, sagte Jurgis und fügte rasch hinzu, „ich bin lange außer Arbeit, Herr, ich bin ehrlich, kräftig und willig.“ — Der andere sah ihn scharf an. „Trinken Sie?“ fragte er. — „Nein, Herr“, sagte Jurgis. — „Ich habe einen Mann als Portier angestellt, aber der säuft. Wollen Sie seine Stellung übernehmen?“ — „Ja, Herr.“

„Aber es ist harte Arbeit. Sie müssen den Boden scheuern, die Spundnäpfe auswachen, Lampen füllen, Koffer schleppen. Ich werde Ihnen 30 Dollar pro Monat bezahlen, bei freier Beköstigung, und wenn Sie wollen, können Sie gleich anfangen und den Rock des anderen Burischen anziehen.“

Jurgis machte sich sofort an die Arbeit und plagte sich bis spät in die Nacht hinein. Dann ging er heim, und trotzdem es schon spät war, ging er noch zu Ditrinski hinüber. Hier rief seine Erzählung große Ueberraschung hervor, denn als er die Lage des Hotels beschrieb, unterbrach ihn Ditrinski plötzlich: „Doch nicht bei Hinds?“ — „Ja“, sagte Jurgis, „das ist der Name des Besitzers.“ — „Dann hast Du den besten Arbeitgeber in Chicago gefunden; er ist Organisator unserer Partei und einer der bekanntesten Redner“, erwiderte Ditrinski.

Am nächsten Morgen ging Jurgis zu seinem Herrn und erzählte ihm, daß er der sozialistischen Partei angehöre. Der Mann ergriff die Hand, die Jurgis ihm entgegenhielt, und schüttelte sie kräftig. „Nun, das ist gut“, rief er, „das hätte ich nicht erwartet. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil ich einen entlassen hatte, der ein guter Sozialdemokrat ist.“

Jurgis war daraufhin für seinen Herrn nur „Genosse Jurgis“, und dieser erwartete, daß er ihn „Genosse Hinds“ anrede. Tommy Hinds, unter welchem Namen er den Bewohnern des Hotels bekannt war, war ein untersehter kleiner Mann mit breiten Schultern, blühendem Gesicht und grauem Badenbart. Er war der gütigste Mensch, der je lebte, lebhaft und unererschöpflich in seiner Begeisterung, und redete den ganzen Tag über Sozialismus. Er war ein Witzbold, ein gewandter Redner und konnte eine Versammlung in steter Begeisterung halten, wenn er einmal richtig anfing. Tommy Hinds hatte sein Leben als Schmiedegeselle begonnen und lief dann weg, um in die Armee der Union einzutreten. Durch eine Plunte, die unerwartet losging, hatte er den Tod seines einzigen Bruders zu beklagen, und den erbärmlichen Decken schob er alle Mühsale seiner alten Tage zu. Immer, wenn es regnete, hatte er unter Rheumatismus in seinen Gliedern zu leiden.

Als der Krieg vorüber war, suchte Tommy Hinds ein passendes Geschäft, fand aber, daß er mit dem Vermögen jener zu konkurrieren hatte, die stahlen, während er draußen im Felde stand. Die städtische Regierung war in ihren Händen, und die Eisenbahnen hatten sich mit ihnen verbündet. Das ehrliche Geschäft war an die Wand gedrückt, und so steckte Hinds seine ganze Barschaft in Chicagoer Grund und Boden und machte sich allein auf zum Kampfe gegen die Macht des Geldes. Er war Mitglied der Reformpartei des Stadtrates und der Arbeiterpartei sowie sonstiger fortschrittlicher Vereinigungen, und nachdem er dreißig Jahre lang gekämpft hatte, kam er zu der Ueberzeugung, daß die Macht des Reichthums nicht gut geregelt, sondern nur zerstört werden könne. Er hatte eine Broschüre darüber veröffentlicht und begann eine Partei zu gründen, bis ihm gelegentlich ein sozialistisches Flugblatt in die Hände kam und ihm offenbarte, daß bereits andere vor ihm demselben Ziele nachgestrebt. Seit acht Jahren nun kämpfte er überall und bei jeder Gelegenheit für

die Partei. Hinds Hotel war ein wahres Treibhaus für Propaganda, alle seine Angestellten waren Parteileute, und wenn sie es nicht waren, so waren sie es sicher, wenn sie weggingen.

Wenn Hinds mit jemand im Vorflur ein Gespräch anknüpfte und die Konversation etwas angeregt wurde, standen andere herum, um zuzuhören, bis schließlich jedermann im Hause sich der Gruppe anschloß und eine regelrechte Debatte im Gange war. So ging es jede Nacht. Wenn Tommy Hinds nicht da war, übernahm der Gehülfe die Aufgabe, während Frau Hinds am Pulte stand und die Arbeit machte. Der Buchhalter war ein alter Bekannter Hinds, ein plumper großköpfiger Riese mit einem hageren blassen Gesicht, einem breiten Mund und einem Kinubart, die typische Figur eines Präriefarmers. Er war dieses sein ganzes Leben lang gewesen. Fünfundzwanzig Jahre lang stritt er gegen die Eisenbahnen in Kansas, er war ein Landmann, ein Bauernbündler von gemäßigten Anschauungen.

Das war Amos Struber und dann war da Harry Adams, der Gehülfe. Dieser war ein blasser Mann von lehrerhaftem Aussehen. Er stammte von Massachusetts aus alter Familie. Zuerst war er in einer Baumwollspinnerei in Fall River beschäftigt, wurde aber daselbst durch den Rückgang dieser Industrie beinahe samt seiner Familie zugrunde gerichtet und wanderte schließlich nach Süd-Carolina aus. In Massachusetts ist der Prozentsatz von Analphabeten  $\frac{1}{10}$  Prozent, in Süd-Carolina gegen  $13\frac{9}{10}$  Prozent, außerdem ist in Süd-Carolina die Wahlberechtigung vom Besitz abhängig, und aus diesen und anderen Gründen ist Kinderarbeit daselbst an der Tagesordnung, was die Carolinaer Baumwollspinnereien in den Stand setzte, die von Massachusetts aus dem Geschäft zu drängen. Adams wußte dieses nicht. Als er aber hinkam, fand er, daß, wenn er leben wollte, seine ganze Familie arbeiten mußte, und zwar von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens. Er fing daher an, die Spinnereiarbeiter in der Art von Massachusetts zu organisieren und wurde deshalb entlassen. Er fand indessen andere Arbeit, die er beibehielt, bis ein Streik ausbrach mit dem Zweck, kürzere Arbeitszeit zu erlangen. Er versuchte in einer Straßenversammlung zu reden, und dies war sein Unglück. In den Straßen des fernen Südens wird die Sträflingsarbeit an Unternehmer verpachtet, und wenn keine Sträflinge vorhanden sind, so sind solche zu beschaffen. Harry Adams wurde von einem Richter, der ein Vetter des Fabrikbesizers war, ins Gefängnis geschickt, da er sich in das Geschäft des Fabrikherrn eingemischt hatte. Nach Ablauf seiner Haft verließ er nebst seiner Familie den Staat Süd-Carolina — des Teufels Küche, wie er ihn nannte. Er hatte kein Jahrgeld, aber es war gerade Erntezeit, und so wanderten sie denn einen Tag und arbeiteten am folgenden. Auf diese Weise kam Adams endlich nach Chicago, wo er sich den Sozialisten anschloß. Er war ein witzbegieriger Mann, er hatte immer einen Stapel Bücher unter seinem Pulte im Hotel, und seine in der Parteipresse erscheinenden Artikel begannen die Aufmerksamkeit der Leser auf sich zu ziehen.

Dieser Radikalismus tat dem Hotelgeschäft gegen alle Erwartungen keinen Schaden; die Radikalen trafen sich daselbst und die Geschäftsreisenden fanden ihre Unterhaltung daran. In letzter Zeit war das Hotel auch der Lieblingsaufenthalt der vom fernen Westen kommenden Viehhändler. Es kam sehr oft vor, daß ein Viehhändler sich in Chicago befand, ohne das Geld zu besitzen, um seine Frachtrechnung bezahlen zu können, und er war deshalb gezwungen, in ein billiges Hotel zu gehen. Und für solche Leute war die Anwesenheit eines Agitators im Hausflur keine Unannehmlichkeit.

Diese Gefellen aus dem wilden Westen waren gerade wie für Tommy Hinds geschaffen; und er pflegte ein Duzend von ihnen um sich zu versammeln und ihnen das sozialistische System in kleinen Bildern vorzuführen. Natürlich dauerte es keine Woche, da wußte er schon Jurgis' Geschichte, und hierauf hätte er seinen neuen Portier um alles in der Welt nicht gehen lassen. „Schaut her“, pflegte er zu sagen, „ich habe tatsächlich einen Mann in meinem Hause, der in den Schlachthäusern gearbeitet hat und der dort alles bis ins Kleinste kennt.“ Dann ließ Jurgis seine Arbeit in der Regel einen Augenblick ruhen, trat herzu, und Hinds sagte: „Jurgis, erzählt diesen Herren, was Ihr in den Schlachthäusern gesehen habt.“

(Fortsetzung folgt.)

# Graphische Ausstellungen.

Von Ernst Schur.

Die Graphik ist in Berlin nicht zu Hause. Man muß nach München gehen, um die Vielseitigkeit des modernen, graphischen Schaffens beurteilen zu können. Das empfindet man wieder, wenn man die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession bei Cassirer sieht. Unleugbar ist hier eine Fülle des Feinen. Die Ausstellung ist ein Genuß für jeden, der für künstlerische Reize empfänglich ist. Aber ist das Graphik? Unter einer graphischen Arbeit versteht man eine solche, die nur in dieser Technik, in Schwarz-Weiß gedacht ist, die nur an der Linie oder an dem Spiel von Licht und Schatten Freude hat. Dieser Stempel der Notwendigkeit, den die moderne Münchener Graphik so deutlich an der Stirn trägt, da sie energischer den neuen Möglichkeiten der Techniken nachgeht und organischer dem Zweck folgt, fehlt der Ausstellung. Das sind hier Maler, die zeigen wollen, daß sie auch auf graphischem Gebiete tätig sind. Sie könnten über der Ausstellung schreiben: Aus unserer Skizzenmappe. Das nur zur Charakterisierung, nicht als Tadel. Denn, wie gesagt, die Ausstellung bietet auf diesem ungrenzten Gebiet — für Berlin ist diese Einschränkung eben charakteristisch — viel Feines. Man muß das eben andeuten, um die Haltung des Ganzen zu kennzeichnen.

Der Art nach lassen sich drei Gruppen unterscheiden: die mehr nach alter Art gemütvollen Landschaften, wie sie etwa H. v. Wolfmann repräsentiert, die Art der rheinländischen Künstler. Dann die impressionistischen Skizzen, von Malern herrührend, die in dieser Manier sich erziehen haben, die Mehrzahl der Blätter. Dazu tritt die Gruppe von Künstlern, die Form und Farbe zu einem grotesk-phantastischen Arrangement vereinen; sie lehnen sich an die französischen Zeichner und an den Engländer Beardsley an; aber auch sie verharren im Malerisch-Impressionistischen. Dagegen fehlt ganz die neue Graphik, die dem Stil zustrebt, einem dekorativen Stil, der, wie oben erwähnt, in München seine besten Vertreter hat. Diese angewandte Graphik fehlt vollkommen. Beinahe absichtlich schließt sich die Berliner Sezession dagegen ab. Eine Erscheinung wie Klemm, der in einem Holzschnitt eine breite Manier zeigt, die das Technische wirklich als charakteristisch heraushebt, ist hier singular. Und auch Kondinsky ist hierher zu rechnen als wirklicher Graphiker. Auch vermischt man gänzlich diejenige Gruppe von Graphikern, die Stil und Ornament pflegen; es gibt auch einen modernen Stil und ein modernes Ornament. Man darf also diese Ausstellung nicht als einen Ueberblick über das graphische Gebiet der Gegenwart auffassen, sondern in der Hauptsache als eine Sammlung von Blättern, die von impressionistischen Malern herrühren.

Den Mittelpunkt der Ausstellung bildet das van Gogh-Kabinett. Es enthält Zeichnungen, deren einfacher und doch großzügiger Charakter sich unwillkürlich einprägt. Es sind fast durchweg Landschaften. Was Gogh in seinen Bildern suchte, das hat er hier, beinahe unbewußt, gefunden: einen einfachen, dekorativen Stil, der dennoch alle Feinheiten bewahrt. Es ist eine ganz persönliche Note darin, und doch werden alle, die unvoreingenommen sehen, hier die Schönheit empfinden. Es ist keine gewollte Primitivität, die sich in diesen Kreisen, Strichen, Tupfen dokumentiert. Es ist die Natur des Künstlers darin. Mit diesen einfachen Mitteln gibt Gogh reiflos die Natur. Das Wasser schimmert, die Bäume breiten ihre Zweige aus, die Sonne scheint. Das alles ist nicht mit einer photographischen Äre gegeben, sondern persönlich gestaltet, aufs Einfachste reduziert, so daß man beinahe an alte Holzschnitte denkt.

Die besten Arbeiten sind dann die von Liebermann, v. Hofmann, Leistikow, Kollwitz, alles Persönlichkeiten, deren künstlerische Handschrift uns vertraut ist. Hervorzuheben sind die Aste von Lederer, die in überaus feiner, malerischer Weise die Plastik einer Gestalt geben. Diese weißen Krebzeichnungen auf grauem Papier sind wohl die Ueberraschung des Salons.

Die Läden, die die Sezession in der angebotenen Weise läßt, ergänzen zwei andere graphische Ausstellungen, die zufällig zu gleicher Zeit stattfinden. Die eine veranstalten die „Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe“, sie bringen die angewandte Graphik. Und der Verlag Fischer u. Franke pflegt die mehr nach Südwestdeutschland weisende Art, die weniger die impressionistische Skizze als die von Empfindung getragene, durchdachte Komposition will.

Die „Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe“ erringen sich mehr und mehr eine besondere Position. Sie sollten um der praktischen Winde willen, die sie dem Kaufmann in bezug auf wirkliche, künstlerische Reklame, dem Verleger in bezug auf künstlerische Ausstattung des Buches geben, in keinem der genannten Betriebe fehlen. Es liegen hier mehrere Sammelbände aus; einmal für künstlerische Reklame, für den Drucker, Lithographen, wie für den Geschäftsmann bestimmt; dann Vorlagewerke für den kunstgewerblich arbeitenden Zeichner, die zeigen, wie ein Naturvorbild, ein Käfer, ein Schmetterling, eine Blume wirkungsvoll stilisiert oder ornamental zerlegt werden. Auch Vorlagepapiere, Umschläge, Druckproben sind ausgestellt. Im allgemeinen macht sich ein besonderer Stil bemerkbar: die Farbe ist immer kräftig, tüchtig, die Buchstaben fest und deutlich, die Ordnung der Buchstaben sehr übersichtlich.

Eine ganze Reihe wirkungsvoller Plakate steigert die breite, bewußte Technik zu einem großzügigen, lapidaren Eindruck. Auch

hier ist der Zweckgedanke maßgebend, der sich aber durchaus künstlerischer Mittel bedient. Und das ist das Gute daran. Feine Holzschnitte des Münchener Neumann, breitlinig Zierliche, die sich an den Wiedermeierstil anlehnen von E. R. Weiß, in gleich kräftigem Stil gehaltene Arbeiten der Magdeburger Kunstgewerbeschule, sowie Schülerarbeiten der Leipziger Akademie für graphische Arbeiten vervollständigen das Bild und geben andeutungsweise einen erweiternden Ueberblick. Es ist zu wünschen, daß alle, die es angeht, diese Ausstellung, die bis 7 Uhr abends unentgeltlich geöffnet ist, besuchen.

Auch der Verlag Fischer u. Franke ergänzt mit seiner Ausstellung, die Originalzeichnungen zu deutschen Sagen, Märchen und Liedern bringt, die Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession. Freilich nur in bescheidener Weise. Das Populäre, Inhaltliche drängt sich mehr in den Vordergrund, zugleich etwas Deutschümelndes. Auch die komponierte, ausgeführte Zeichnung kann einen Stil haben und das Technische kann auch hier eigen gestaltet werden. Bei manchen Künstlern verharret aber die Komposition bei einer äußerlichen Anlehnung an die romantisch geschaute Vergangenheit. Dieses Antiquierte dürfte keinen dauernden Wert haben. Doch sind eine Reihe tüchtiger Künstler hier tätig, die einen eigenen Stil suchen. Da ist Max Dasio (München), der seine Linienzeichnungen entwirft. Er vermeidet ganz die breite Schwarz-Weißwirkung. Doch haben die dünnlinigen Zeichnungen einen aparten, großzügigen Charakter. Im Gegensatz dazu gewinnt gerade Bernh. Wenig (Hanau), indem er die Gegensätze Schwarz und Weiß aufs energischste betont, eine besondere Eigenart. Etwas Festes, Entschiedenenes gibt ihnen eine moderne Note. Wenig kommt auch in einigen seiner Blätter zu einem eigenen Stil. Wie er z. B. großzügig die Wasserfläche, den Felsen, den Wald hinsetzt, das hat dekorative Wirkung und wahrt doch gut den Fächenscharakter der Illustration. Bei Horst-Schulze spürt man etwas von dem alten Märchengestalt. Er verfügt über eine lebendige Fülle von Motiven, die er verschwenderisch und fein nachempfindend ausgestaltet. Ein eigenartiges Talent ist E. Kuthan (Jena), der besonders lebenswichtig mit den Kindern umzugehen weiß. Er ist der natürlichste unter diesen Zeichnern. Er erinnert an Ludwig Richter. Er weiß das Persönliche mit dem Dekorativen zu verbinden. Seine Kinder haben alle persönliche Leben und doch hat das Bild als Ganzes eine geschlossene, dekorative Wirkung. Diese Ausstellung ist speziell als Weihnachtsausstellung gedacht und wird Kindern manches bieten. Sie ist unentgeltlich geöffnet und findet in den Geschäftsräumen des Verlages Fischer u. Franke, Eichhornstraße, statt.

## Kleines feuilleton.

„Bitte, recht freundlich.“ Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kunst aufkam, vermittelte eines Linsenapparats das Bild des Menschen festzuhalten, zuerst als Daguerreotypie (nach ihrem Erfinder Daguerre), auf Metallplatten, die leider die Gewohnheit hatten, das Bild sehr schnell wieder verschwinden zu lassen — und später als noch recht unvollkommene Anfänge unserer Photographie, da war's eine Haupt- und Staatsaktion, wenn unsere Großmütter den Weg zum Photographen antraten.

Im besten Sonntagsstaat herausgeputzt, geschmückt mit allem, was einem an Geschmeide zur Verfügung stand, setzte man schon unterwegs die freundlichste oder feierlichste Miene auf, die bereits seit Tagen vor dem Spiegel ausprobiert war.

Allerlei Wendepunkte im Leben unserer Ahnen waren es, die sie so für ihre Kinder und Enkel festhielten: „So sah ich aus zu meiner Hochzeit, zur grünen, dann zur silbernen, zur goldenen, — so Du zu Deiner Taufe, zur Einsegnung.“

„Bitte, recht freundlich!“ als heitere, glückliche Menschen wollten sie ihren Nachkommen erscheinen. Ob sie weniger Leid im Leben ihrer Tage getragen, als wir in den unseren? Jedenfalls trugen sie's stiller, verschwiegener.

Die Tragödien ihres Lebens, und es waren vielleicht ebenso akreische, wie die unseren, spielten hinter zugezogenen Vorhängen. Was die Welt zu sehen bekommen sollte, das war die Steifheit unerschütterlicher Würde, das war jenes seelenruhige, lächelnde Grinsen, das uns noch heute von alten Familienbildern so feltfam verzerrt amutet.

Ein Sonntagsnachmittagsgesticht, das allerdings weder auf hervorragende Ammut, noch Naturtreue Anspruch erheben durfte, da es nichts von den Werteserlebnissen dieses Menschen verriet. Heute — heute gibt es wohl kaum eine Situation, ob noch so tief erschütternd, noch so tief erheiternd, in der sich nicht irgendwo und irgendwann Menschen photographieren ließen.

Und wenn irgend etwas künftigen Forschern die Signatur unseres Jahrhunderts geben wird, so ist es die „Knipschachtel“, wie der Berliner sagt, die „Klappcamera“.

Sie pflanzen sie auf, die Menschen unserer Zeit, gleicherweise vor den Siegen, wie vor den Niederlagen ihrer Kultur; vor den Spielen der Kinder, wie vor der Leiche des Feuerkisten.

Fürsten und Fürstendiener vor allem sind in keiner Lage ihres Lebens mehr sicher vor dem „Geknipstwerden“. Neugeborene Fürstentöchter werden gleich bei den ersten, zwar unumgänglichen notwendigen Verrichtungen ihres erkauften Daseins — die aber sonst

gewöhnliche Sterbliche für sich im stillen Kämmerlein abzumachen pflegen — photographiert und der bewundernden Mitwelt preisgegeben.

Was aber wird einst die erstaunte Nachwelt dazu sagen? Was wird sie sagen zu der teils unglaublich überflüssigen und darum lächerlichen Verewigung ganz gleichgültiger Menschen und Situationen, zu der anderenteils von einer erschreckenden Herzensroheit zeugenden Verbilligung grausiger oder empörender Szenen, die man aus einem einzigen Jahrgang irgend einer beliebten illustrierten Zeitschrift registrieren kann!

Man könnte derartigen bildlichen Mißspielen aus dem privaten und öffentlichen Leben ein ganzes Kapitel widmen unter der Devise: „Photographische Robeiten“.

„Wie? Gehört nicht dem Künstler das Erschütternde, das Graufige ebenso wie das Heiter Anmutige?“ Jawohl — dem Künstler, — der es aus seiner freiwaltenden Phantasie nachschafft, neuformt; der sich von einem entsetzlichen Eindruck, gerade weil er durch ihn in tiefster Seele erschüttert, durch sein Kunstwerk zu befreien sucht; aber nicht — dem Photographen.

Sich vorstellen, daß ein Mensch die Gemütsruhe besitzt, angesichts eines Haufen menschlicher Leichname sich mit seinem Apparat aufzupflanzen, womöglich zuvor den günstigsten Standpunkt zu suchen, dann in aller Gemächlichkeit abzurücken; ich weiß nicht — mir wird kalt dabei. Ich meine, die Hand des Photographen müßte zu sehr zittern in Empörung und Entsetzen, um ihn sein Werk vollbringen zu lassen.

Solche Bilder sind auf den Nervenkegel der Schwächlinge berechnet, die in ihrer Sofaede ohne jede persönliche Gefahr das Grauseln erleben möchten. Wer im Ernstfalle auch dem Entsetzlichen ohne Ohnmachtsanfall entgegenzutreten vermag; der sucht in seinen Erholungsstunden anderes, als dergleichen photographierte Greuel, die doch stets nur einen Abklatsch der zufälligen, äußeren Augenblickshandlung, nie aber das tiefinnerliche Entsetzenerregende eines Ereignisses wiedergeben vermögen.

Und dann — heißt es nicht ein Bankrotterklären aller Phantasie; wenn wir zum Verständnis jeden Geschehnisses erst die getreuliche Naturaufnahme gebrauchen? Gener freischaffenden Phantasie des Volkes, die in unseren köstlichsten Märchen und Sagen in ungebeugter Selbstherrlichkeit uns einen unermehlichen Schatz von Gestalten gegeben, die das Körperliche Auge nie geschaut.

Und sie sollte nicht imstande sein, uns etwas Erschütterndes, weit, weit erschütternder zu malen, als je der routinierteste Photograph es vermöchte?

„Bitte, recht freundlich“ meine Herren Photographen, aber es wäre wirklich besser, Sie hörten da auf, wo der gewaltigste Künstler in uns — unsere Phantasie — anfängt! Th. St.

### Literarisches.

**Josef Jelinek: „Kunstkaufleute“.** Roman aus der Berliner Theater- und Journalistenwelt. (Verlag: Hermann Wolff, Berlin W., 1907.) Wir leben im Zeitalter der Offenbarungen. Dies Buch ist eine Offenbarung. Es deckt übertriebene Schwärze auf: im Bereich der bürgerlichen Berliner Presse, im Range Kaufmännischer Buchhändler und Verleger, im Range der Bretter, die die Welt bedeuten. Zunächst: was sind „Kunstkaufleute“? „Menschen, denen es nicht darauf ankommt, ein Kunstwerk zu schaffen oder zu fördern, sondern denen Kunstwerke nur Mittel zum Zweck sind, Geld zu verdienen.“ Jelinek stellt zwei merkwürdige Gesellen in den Vordergrund. Der eine — Doktor Lehmann — präsidentiert das Parasitentum in der Berliner Journalisten- und Schriftstellerswelt; der andere — ein Wiener Theaterdirektor Staudigl — das Schacherwesen mit Bühnenkünstlern, Dramen und Schauspielhäusern. Welcher der größere Kunstkaufmann sei, ist schwer zu entscheiden, da beide hinsichtlich künstlerischer Impotenz, struppeloser Geschäftlichkeit, listiger Verschlagenheit und brutaler Rücksichtslosigkeit einander nichts nachgeben. Doktor Lehmann, der Gründer der „Artsritterlichkeit“, des „Deutschen Journalistenbundes“, sowie einer Journalistenfabrik vulgo „Hochschule“ und mehrerer Fachzeitschriften, betreibt das Geschäft der geistigen Ausbeutung bei allen, die in die Sphäre seines Machtwillens gelangen. Ohne selbst irgendetwas als Schriftsteller zu leisten, weiß er sich desto wirksamer zu inszenieren. Von anderer Art ist der Theaterdirektor Karl Staudigl. Dieser schlaue Wiener, der durch alle Pfützen des Schmierensomodiantentums gezogen ist, hofft in Berlin ein „Anzengrubentheater“ aufzumachen, obwohl er weder ein Künstler ist, noch Geld besitzt. Aber an der Spree liegt das Kapital sozusagen auf der Straße. Man muß es nur verstehen, sich als ein Kapitalist ohnegleichen aufzuspielen, dann findet man schon „Altkonäre“. Diese beiden Vierermänner suchen sich nun das Kalend und — die Not eines jungen Schriftstellers Kris Feininger nutzbar zu machen. Feininger ist, wie alle echten Poeten, ein reiner Idealist. Er bringt sich schlecht und recht durch als Theaterkritiker und Feuilletonist. Aber weil er ehrlich ist, kommt er zu nichts. Aber trotz aller Not und Sorge ums nackte Dasein bleibt er ein Charakter. Freilich auch ein unverbesserlicher Idealist insofern, als er sich ausnützen läßt. Da ist aber noch eine Zeitschriftenfirma „Trinitas“, deren Inhaber — drei galizische Gauner — Feininger bis auf den letzten Blutstropfen ausbeuten, um den Behrlosen allmählich in Verzweiflung und Wahnsinn zu heben. Er endigt als Selbstmörder. Der Verfasser rollt hier die erschütternde Lebenstragödie eines begabten Schriftstellers auf.

Die Fülle der Geschehnisse, die Gestalten, die da über die Bühne gehen, sind zweifellos aus der Wirklichkeit gegriffen und mit realistischer Treue vor den Leser hingestellt. Man gewinnt den Eindruck, daß man alle jenen Individuen irgendeinmal in Berlin begegnet sein müsse: — mit so stupender eindringlicher Kraft sind sie gezeichnet. Das gilt besonders von Lehmann und Staudigl. Man fühlt förmlich des Verfassers künstlerisches Behagen, das sich bis ins kleinste verjagt, um diese Gestalten so recht aus der Tiefe ihres Wesens herauszuholen. Wie Jelinek diesen Oesterreicher handeln und reden läßt: das ist schließlich ein Meisterstück freischöpferischer Charakterisierungsgabe. Freilich muß man sich in diesen Oesterreicher liebevoll versetzen, um auch so recht des Dichters Behagen an der Dialektsprache seines Heimatlandes würdigen zu können. Alles an dieser Figur ist echt weanerisch und lebensvoll bis ins innerste Wesen hinein. Aber noch andere Gestalten sind da: das mäuselnde Verlegerlochblatt der „Trinitas“, der Witzblattredakteur Dr. Pinus, der großpredigerische Possendichter Lupsee, der ein Theater gründen wollende Kommerzienratssohn Müdel, dazu diverse Typen aus der Theaterwelt, Maler, Journalisten, Schriftsteller usw. Des Romanhelden stille Liebe für eine Schauspielerin zieht sich wie ein zartes Band durch die Handlung. Speziell das Kapitel „Weiße Liebe“ atmet reine poetische Stimmung. Grandiose Tragik des Graues umfängt den Leser in dem Kapitel „Moriturus“. Ferner seien die Kapitel „In der Artsritterlichkeit“, „Im Café Bestminster“, „Auf dem Stiftungsfest des Allgemeinen deutschen Journalistenbundes“, „Im Kabarett“ und „Epilog“ genannt. Fröhlicher Humor, bissige Satire setzen helle Lichter auf. Der Roman ist keine Lektüre für den faulen Leser. Nur wer Berlin wirklich kennt, dem wird auch die dokumentarische Beweisraft der Wahrheit des ausgerollten Bildes vor Augen stehen. Jelineks Roman erhebt sich Stofflich sowohl, als hauptsächlich auch durch seine naturgetreue Menschenzeichnung weit über Becherleins „Jena oder Sedan“.

### Meteorologisches.

Die Aerologie oder Luftkunde. In der ersten Oktoberwoche hat in Mailand die 5. Konferenz der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt stattgefunden, über deren Ergebnisse die „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen“, das Organ des deutschen Luftschiffverbandes, im sechsen erschienenen Dezemberheft einige Einzelheiten berichten. Auf eine allgemeine Beachtung können namentlich die Beratungen über Organisationsfragen rechnen. Zunächst ist wichtig, daß auf einen Vorschlag des hervorragenden französischen Meteorologen und Luftschiffers, Teisserenc de Bort, die sogenannten Serienaufstiege eine größere Ausdehnung erfahren sollen. Bei diesen Unternehmungen handelt es sich darum, daß zusammenhängende Experimente mit Bezug auf die Vorgänge in den höheren Luftschichten an drei aufeinanderfolgenden Tagen unternommen werden. Vorläufig haben solche Serienaufstiege nur versuchsweise in Petersburg stattgefunden, und zwar auf Veranlassung von Professor Gergesell in Petersburg. Nach den jetzt vorliegenden Beschlüssen sollen sie auch an möglichst vielen anderen Orten bewirkt werden, außerdem im ganzen viermal im Jahr, und man hofft in diese wichtigen Versuche auch entlegene Gebiete, wie die Nordküste von Scandinavien, das Innere von Rußland, Aegypten, Algier und die Azoren hineinziehen zu können. Außerdem hat die Mailänder Konferenz der Wissenschaft einen neuen Namen beschert, da nach dem Vorschlag von Professor Köppen in Hamburg der Beschluß gefaßt worden ist, für die wissenschaftlich-meteorologische Erforschung der freien Atmosphäre den Ausdruck Aerologie einzuführen, da die bisherige Bezeichnung „wissenschaftliche Luftschiffahrt“ nicht ganz zutreffend ist und daher oft zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat.

### Notizen.

— Im Deutschen Theater gelangt Donnerstag, den 20. Dezember, „Ringelpiel“, ein Lustspiel in 3 Akten von Hermann Bahr, zur ersten Aufführung.

— Der Goethe-Verein veranstaltet am 2. Weihnachtstfeiertag, nachmittags 4 Uhr, im Saale der Sezession, Kurfürstendam, eine Vorführung von Mag und Moriz von Wilhelm Busch in Rezitation und Lichtbildern nach den Originalzeichnungen. Ferner gelangen durch Dr. Rudolf Blümler (Deutsches Theater) Märchen von Andersen zur Vorlesung. Eintrittskarten zu 50 und 30 Pf.

— Was Messel bauen soll, wenn er — den Auftrag dazu bekommt, deutet einige Blätter an. Vor allem die für die staatlichen Kunstsammlungen dringend erforderlichen neuen Gebäude. Besonders soll eine Erweiterung des überladenen und unübersichtlichen Museums für Völkerkunde in Frage kommen. Blümlerwert wäre beides: das neue Museum und Messel als Erbauer. Doch haben die Unterthanen dabei bekanntlich nicht mitzureden.

— In Paris eröffnete die Schauspielerin Régane ein eigenes Theater, das nach ihr Théâtre Régane genannt wird.